

# Der Bayer an sich

Peter Gauweiler ist ein Haudrauf der deutschen Politik, aber auch ein politischer Philosoph. Ein Besuch in München

Von Hansjörg Müller, München

Wer im Besprechungsraum der Anwaltskanzlei Bub, Gauweiler & Partner am Münchner Promenadeplatz sitzt, der meint, die furchterregende Komplexität der modernen Welt mit Händen greifen zu können: Bücherregale mit mehreren Tausend Bänden Gesetzestext bedecken die Wände fast vollständig, vom Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland bis zur *Zeitschrift für das Recht der Insolvenz und Sanierung*. Und der Druck lässt nicht nach: *REE – Recht der Erneuerbaren Energien* nennt sich das neueste Periodikum und zeugt vom Wachstum des Paragrafenwaldes unter dem Einfluss von Technik, Politik und Zeitgeist. «Davon leben wir», sagt Peter Gauweiler mit Blick auf die stattliche Bibliothek und tönt dabei durchaus zufrieden. Gauweiler ist Rechtsanwalt, ausserdem Politiker in Bayerns offiziöser Staatspartei, der Christlich-Sozialen Union (CSU).

«Umstritten» lautet das Adjektiv, mit dem urteilsscheue Journalisten den 65-Jährigen gerne bezeichnen. In der CSU gibt Gauweiler gelegentlich den Mann fürs Grobe: Einer, der die EU-Kommission auch einmal eine «Flaschenmannschaft» nennt und über die «nackten dummen Kaiser in Brüssel» schimpft. Dass er vor beinahe 30 Jahren forderte, Aids-Kranke seien nach dem Seuchengesetz zu behandeln, fehlt bis heute in kaum einem Gauweiler-Portrait, das in der deutschen Presse erscheint. Ein Mann, dessen Ruf gemacht ist: Gauweiler, der schwarze Sheriff im erzkonservativen Freistaat, Gottseibens all derer, die sich für fortschrittlich, links und weltoffen halten.

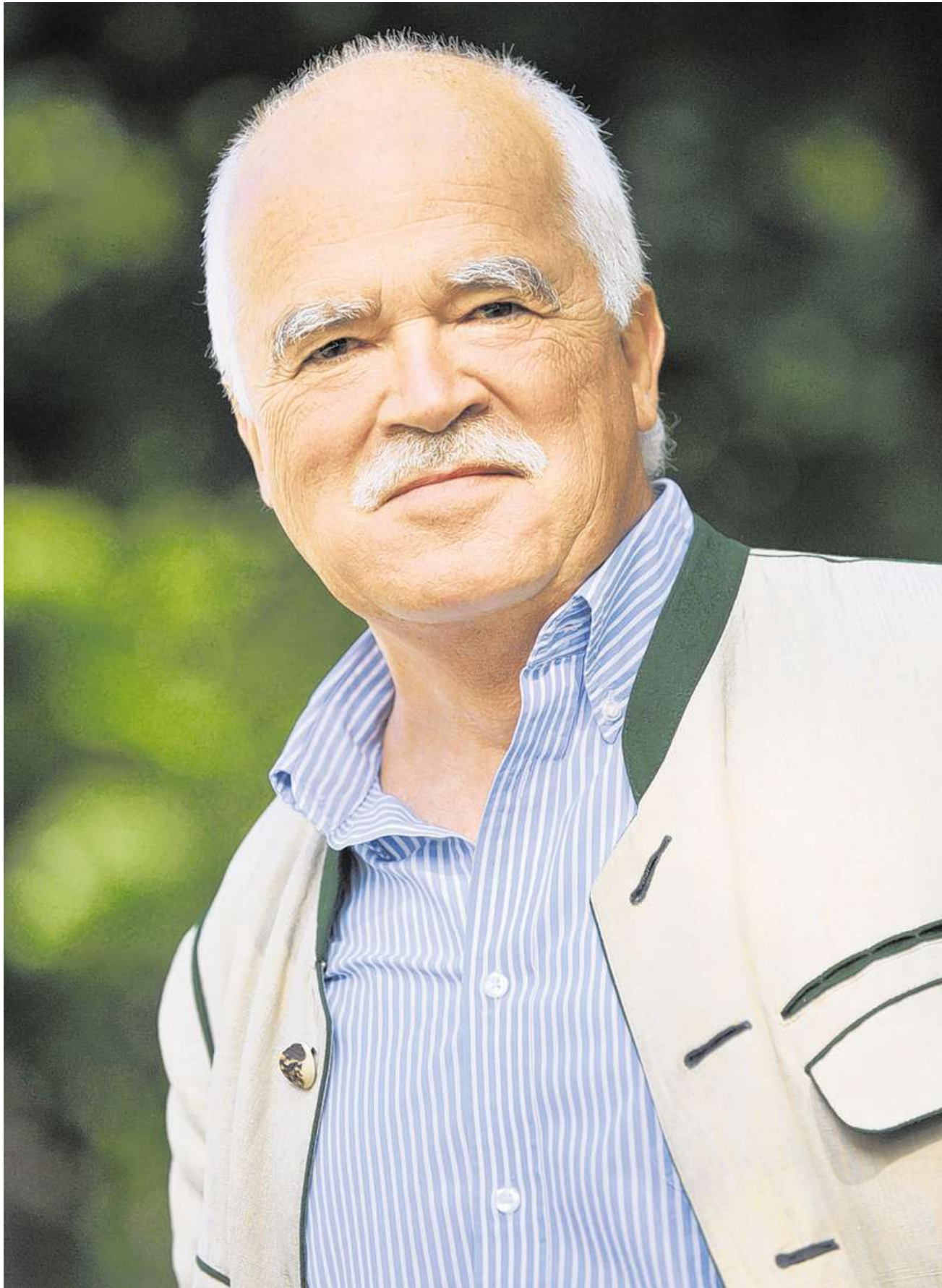
## Wange an Wange mit dem Volk

Nicht dass sich Gauweiler an seiner Reputation als Volkstribun stören würde, im Gegenteil. Nichts sei doch demokratischer als das Bierzelt, ein Ort, wo die Leute Wange an Wange sässen, keiner höher als der andere. An diesem Nachmittag ist es allerdings ein anderer Gauweiler als jener der Volksfeste, mit dem wir es zu tun haben: Nicht einmal einen Trachtenjanker trägt er. Dunkelblaues Jackett, modisch-transparentes Brillengestell, dunkelblaue Fliege, das Münchnerisch des Bildungsbürgers sprechend, wirkt er ein wenig wie ein Kunsthistoriker in gesetztem Alter, der aus dem Stand über die Kirchenbauten des bayrischen Barockbaumeisters Egid Quirin Asam referieren könnte.

Dabei ist das Barocke, das der Betrachter einem Parade-Bayern wie Gauweiler gleichsam automatisch zuschreibt, diesem keineswegs in die Wiege gelegt. Gauweiler ist Protestant, Lutheraner. Im Land des emeritierten Papstes gehört er damit einer Minderheit an und manch einer meint, dies sei der Grund dafür, dass sich Gauweiler so ganz besonders bayrisch gebe. Marschiert da einer als Gamsbartträger bei den Gebirgsschützen mit, um sein Lutherium zu kompensieren? Gauweilers Antwort auf derartige Fragen ist insofern typisch für ihn, als er dabei aus dem tiefen Brunnen seiner Geschichtskennntnisse schöpft: «Bayern, das wissen die wenigsten, hat eine grosse evangelische Tradition», sagt er und erzählt von der protestantischen Königin Therese, vom Reichsgrafen von Ortenburg, der unmittelbar nach der Reformation «im tiefsten Niederbayern» zum neuen Glauben gewechselt sei, und von Martin Luther, der auf dem Weg nach Rom im Münchner Augustinerkloster Station gemacht und die Einheimischen derart begeistert habe, dass diese begonnen hätten, in den Kirchen deutsche Lieder zu singen, anstatt weiter lateinische Formeln nachzubeten.

## Schweinsbraten und Vollkornbrot

Doch in der Gegenwart, wie lebt es sich da in der Diaspora? «Manche sagen, das Evangelische sei wie ein Geburtsfehler, doch das ist es nicht», sagt Gauweiler. «Protestantisch in Oberbayern, da müssen Sie sich eine reich gedeckte Tafel vorstellen, auf der aber auch eine Scheibe Vollkornbrot liegt. Leute wie ich können ohne das Vollkornbrot nicht leben, aber wir freuen uns auch über die üppige Tafel.»



«Das Konservative und das Revolutionäre, beides ist bayrisch.» CSU-Politiker Peter Gauweiler (65). Foto Dominik Gierke

Schweinsbraten und Vollkornbrot: Wie alle tiefer veranlagten Menschen lebt Gauweiler in und mit seinen Widersprüchen. Auf meine Frage, was das denn überhaupt sei, das Bayrische, antwortet er mit einer Anekdote aus der Zeit der Münchner Räterepublik, jener dramatischen Phase unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg und dem Ende des Königreichs Bayern, in der die Münchner drauf und dran waren, in Bayern den Sozialismus einzuführen. «Wir brauchen a Anarchie und an starken Anarchen», habe in jenen Tagen ein Mann im «Hofbräuhaus» gesagt.

«Das Konservative und das Revolutionäre, beides ist bayrisch», doziert Gauweiler und tut abermals einen Griff in den unerschöpflichen Fundus der Historie, um die fortgesetzte Widerborstigkeit bayrischer Herrscher zu belegen, angefangen beim Herzog Tassilo, der im 8. Jahrhundert Karl dem Grossen die Stirn bot, über Heinrich den Löwen, Bayernherzog und Widersacher Kaiser Friedrich Barbarossas im 12. Jahrhundert, bis hin zu Franz Josef Strauss, seinem, Gauweilers, Mentor, der sich im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts mit Helmut Kohl um die Vorherrschaft im bürgerlichen Lager stritt.

«So gesehen», schliesst Gauweiler, «war das Bayrische immer ein Element der Gegenwehr.» Stets habe Bayern auf seiner Eigenständigkeit beharrt, was durchaus auch ausserhalb der deutschen Grenzen anerkannt werde: «Unsere Freundschaft mit Deutschland währt seit Jahrzehnten, unsere Freundschaft mit Bayern Jahrhunderte», habe der damalige französische Präsident Ni-

colas Sarkozy gesagt, als er die Abgeordneten der CSU im Elysée empfangen habe. Bayern, wie Gauweiler es beschreibt, es erscheint wie ein deutscher Sonderfall, herausragend aus einer Masse eigenschaftloser Bindestrich-Bundesländer wie Baden-Württemberg oder Sachsen-Anhalt.

## Bismarck reloaded

Es ist eine Pointe, so irr, wie sie nur die Realität erfinden kann: Jedes Mal, wenn Gauweiler seinen Kopf nach links dreht, um aus dem Fenster in den grauen Münchner Himmel hinauszublicken, meine ich, Otto von Bismarck vor mir zu sehen. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Schnauzbarträgern ist verblüffend. Dass sie noch niemandem auffiel, ist wohl der Tatsache zu verdanken, dass Politiker nur sehr selten im Profil aufgenommen werden.

Gauweiler lacht laut und lange über meine Beobachtung, kommentieren mag er sie nicht, doch ist klar, worin die Pointe liegt: Bismarck war der preussisch-deutsche Kanzler, der 1871 das Deutsche Reich errichtete, womit Bayerns Eigenständigkeit zu Ende ging. Ein Akt, der in und um München nicht nur freudig aufgenommen wurde. Und heute? Ist Bayern gut aufgehoben im deutschen Nationalstaat? Gauweilers Antwort fällt keinesfalls eindeutig aus: Sein Freund Wilfried Scharnagl, lange Zeit engster Berater von Franz Josef Strauss, habe ein Buch mit dem Titel «Bayern kann es auch alleine» veröffentlicht. «Natürlich könnten wirs auch alleine», sagt Gauweiler und klingt nun ein wenig drohend. Also, warum geht der Frei-

staat dann nicht den Weg Schottlands oder Kataloniens, europäischer Regionen, die deutlich kleiner und ärmer sind und doch nach Unabhängigkeit streben? Einmal mehr verweist Gauweiler auf die Geschichte, und dieses Mal meine ich, zumindest ein wenig Resignation herauszuhören. «Die Dinge sind halt anders gelaufen. Wir haben uns alle aus dem Deutschen Reich heraus entwickelt, die Schweiz ja auch.» Restlos überzeugend tönt das nicht, eher so, als habe der Jurist Gauweiler die normative Kraft des Faktischen akzeptiert, einen durch schiere Gewohnheit geschaffenen Zustand, der den Leuten mit der Zeit unabänderlich erscheint.

Das heisst für ihn nicht, dass innerhalb der bestehenden Ordnung keine Veränderungen wünschenswert wären: «Wir haben schon das Problem, dass Berlin und Brüssel uns zu viel vorschreiben», sagt Gauweiler. Ein Zustand, den der Bayer auf Dauer nervlich nicht ertrage. Die Antwort darauf? «Wir müssen ein bisschen verschweizern. Ich zitiere da Friedrich Dürrenmatt, der gesagt hat, die Welt müsse entweder untergehen oder verschweizern. Weniger ist mehr.» Steuerhoheit, Schulpolitik, Universitäten, all das seien Angelegenheiten, über die besser in München entschieden werde.

Gegen die Vergemeinschaftung der Schulden in der Eurozone ist Gauweiler bis nach Karlsruhe gezogen, vors höchste deutsche Gericht, auf dass der deutsche und bayrische Steuerzahler nicht geradestehen muss für die Misswirtschaft der Griechen. Wie aber wäre die Eurokrise auf Dauer zu lösen? Eine

Fiskalunion mit gemeinsamen Steuersätzen und Sozialsystemen lehnt Gauweiler ab. «Griechenland ist kein Nordrhein-Westfalen mit gutem Wetter», sagt er und zeichnet das Schreckensbild eines Kontinents, der all jener Unterschiede verlustig gehe, die ihn doch eigentlich ausmachen.

Dennoch: «Eine Rückkehr zum Status quo ante», also zu nationalen Währungs, sei keine Alternative. «Man kann aus einer Bouillabaisse nicht wieder eine Seezunge machen.» Also macht Eurokritiker Gauweiler auf Zweckoptimismus: Der Euro werde wohl bleiben. Das bedeute, dass die südeuropäischen Euroländer um «die viel zitierten Mühen der Ebenen» nicht herumkämen: Schuldengrenzen müssten künftig eingehalten werden. Etwas anderes sei es, ob Frankreich oder Italien den Euro auf Dauer behalten wollten, wenn aus ihrer geldpolitischen Sicht die ursprüngliche Wohltat zur Plage werde.

## Ein Mann mit «fuck-you money»

Was treibt Peter Gauweiler an? Das Rentenalter hat er erreicht, Ministerämter warten nicht mehr auf ihn. Was seine privaten Finanzen anbelangt, darf man davon ausgehen, dass er im Deutschen Bundestag zu den wohlhabenderen Abgeordneten gehört. Als Anwalt dürfte er das eingenommen haben, was die Amerikaner «fuck-you money» nennen, Geld in so grosser Menge, dass ihm die Meinung der Leute egal sein kann.

Peter Gauweiler ist belesen, witzig, ein scharfer Denker und damit ein seltenes Exemplar in der deutschen Politik. Ist ihm nicht langweilig im Bundestag, einem Gremium, dessen Angehörige sowohl rhetorisch als auch optisch so austauschbar daherkommen, dass ein einigermassen passabler Redner wie der Linkspartei-Politiker Gregor Gysi von den Medien bereits als eine Art deutscher Cicero gefeiert wird? Nein, er sitzt noch immer gern im Parlament, beteuert Gauweiler und berichtet von seiner Arbeit im Kulturausschuss, der Beschäftigung mit Goethe-Instituten und dem akademischen Austausch mit Russland und Iran. Ein wenig wirkt er nun wie ein jung gebliebener Pensionär, der sein Hobby gefunden hat.

Doch das täuscht. In der CSU ist Gauweiler noch immer wichtig. Der *Spiegel* hat ihm vorgeworfen, er lasse sich von Parteichef Horst Seehofer benutzen: Einer schimpft auf Brüssel und Berlin, der andere regiert weiter, als ob nichts wäre. Ist Gauweiler ein systemrelevanter Stänkerer? Es wäre eine widersprüchliche Rolle, die ihm, dem geübten Dialektiker, durchaus auf den Leib geschrieben wäre.

Dennoch: Wer meint, er lasse sich instrumentalisieren, der irrt. Und dies nicht nur, weil Gauweiler dafür einen viel zu weiten Horizont hat. Sondern auch, weil er sein Anliegen viel zu überzeugend vorträgt, als dass man ihn als blossen politischen Abenteuerer abqualifizieren könnte: In kleinen staatlichen Einheiten müssten die Menschen leben, fordert Gauweiler, «weil dies die einzige Lebensform ist, die im 21. Jahrhundert und darüber hinaus in dieser globalen Welt wie ein Gegengewicht vor der totalen Verameisung schützt und dafür sorgen kann, dass wir von unseren im Nationalstaat erworbenen Grundrechten nicht abgeschnitten werden». Man ahnt, es ist ihm heilig-ernst zumute, wenn er das sagt.

## Im Malstrom der Postmoderne

Gauweiler mag sich nicht damit abfinden, dass sich der Bürger mehr und mehr verliert im Malstrom der politischen Postmoderne. Dass er und seine Anwaltskollegen von all den Gesetzen und Direktiven leben, die aus Berlin und Brüssel kommen, ist eines der Gauweilerschen Paradoxa.

Hier, in der Bibliothek seiner Kanzlei, ist es abgesehen von Tür und Fenstern einzig eine barocke Figur des heiligen Nikolaus, welche die Mauer der Gesetzestexte durchbricht. Nikolaus sei schliesslich der Schutzpatron der Kinder, Seeleute und Advokaten, erklärt Gauweiler. Angesichts der Komplexität unserer Zeit kann ein wenig Heiligenverehrung wohl nicht einmal einem Lutheraner schaden.